

Simse des Kamins brannte eine Lampe, eine breite Tapetenwand schied das ohnehin kleine Zimmer in zwei Theile, in der verdüsterten Abtheilung stand das Bett. „Qui est la?“ hatte es gerufen — ich nannte meinen Namen, ein Ausruf erfolgte, und da ich näher trat, streckte sich mir eine hagere Hand entgegen, die sich vergeblich bemühte, die meine zu drücken. Diese Hand war fast durchsichtig und von einer Blässe und Weichheit, wie ich eine ähnliche vielleicht noch nie gefühlt.

Im tiefsten Gemüthe ergriffen, suchte ich vergebens nach Worten und eine lange Pause erfolgte. Nur der Pendel der Uhr auf dem Kamin ging wie immer hin und wieder, drüben, über den Hof herüber erklang das gedämpfte Saitengeklimmer eines Claviers.

„Sehen Sie, lieber Freund,“ sagte Heine endlich — schmerzlich, aber mit jenem ironischen Lächeln, das er auch später nicht verlor, um die

Lippen — „da haben Sie vor Zeiten in Ihrem Ziska die Adamiten besungen und ahuten wohl schwerlich, daß auch einmal Ihr Freund sich zu dieser Secte bekennen werde. Doch ist es so! Nun sind es schon mehr als zwei Jahre her, daß ich als Adamit lebe und nur mit einem Hemde meine Blöße bedecke. Sehn Sie, beinahe zwei Jahre sind es, daß ich keine Hosen angezogen habe!“

Er erhob sich auf seinem Kissen und sprach von der Art, wie er die Zeit verlebt, in welcher wir uns nicht gesprochen. Er erzählte von seinen beinahe ununterbrochenen Schmerzen, von seiner Hülflosigkeit, von all der schrecklichen Hiobspein, welche nun schon so lange dauere. Er schilderte, wie er sich selbst gleichsam ein Gespenst geworden, wie er als ein gewissermaßen schon abgesetzter und in einem Zwischenreiche lebender Geist herabsehe auf seinen armen, gebrochenen, gefolterten Leib. Er schilderte, wie er in Bildern und Intuitionen in der Vergangenheit lebe, wie

er gern noch dichten, schreiben und schaffen möchte, und wie dann das blinde Auge, die unsichere Hand und der immer wieder neu erwachende Schmerz wieder alles verwischten. Er schilderte seine Nächte mit ihren Qualen, in denen der Gedanke des Selbstmordes an ihn herankriechte, bis er Kraft gefunden, ihn wegzuschleudern mit der Erinnerung an sein geliebtes Weib und manches Werk, das er hier doch noch zu vollenden habe — und wahrhaft entsetzlich war es, als er zuletzt mit furchtbarem Ernst in gedämpfter Stimme ausrief: „Denken Sie an Günther, Bürger, Kleist, an Hölderlin und den unglückseligen Lenau! — Es liegt doch ein Fluch auf den deutschen Dichtern!“ —

Man hat viel von diesem Fluch gesprochen, der auf den Dichtern im Allgemeinen liegt; er hat seinen Grund in der vorherrschenden Gewalt der Phantasie, welche Glück wie Unglück, Freude wie Schmerz, Entzückung wie Trauer steigert,

alles ins Größere, ja bei vielen Gemüthern ins Ungeheure malt und dadurch das Leben bis in seine Wurzeln hinab aufwühlt. Die Phantaste ist im vollen Sinne des Wortes eine Art von Feuer, und wie rasch und erbarmungslos gefräßig sie das wunderbare Knochengehäuse, das ein Mensch genannt wird, schmilzt, das haben uns von den ältesten Zeiten her unzählige Beispiele gelehrt. Der Geist ist, wie der Güter, so der Uebel größtes. Unruhe und Sorge, Schmerz um's Ideal sind sein Erbtheil, und die Extasen, die er schafft, sind mit der Diätetik schwer vereinbar. So sind auch nur die Dichter alt geworden, denen wie Tieck, Calderon oder Ariost die Poesie nur ein ästhetisches Spiel war, oder die, wie Göthe, jeder das ganze Leben ergreifenden Production aus dem Wege gegangen. „Ich kenne mich nicht selbst genug,“ schreibt dieser Letztere an Schiller, „um zu wissen, ob ich eine wahre Tragödie schreiben könnte; ich erschrecke

aber vor dem Unternehmen und bin beinahe überzeugt, daß ich mich durch den bloßen Versuch zerstören könnte.“ Andere wagen den Griff in's Herz, selbst auf die Gefahr des Untergangs hin, und fallen als Opfer.

Ein solches Opfer war Schiller; nach seinem Tode fand man seine Organe in so furchtbarer Zerstörung, daß kein Arzt begreifen konnte, wie er überhaupt noch hatte leben können; nur seine große Seele hatte ihn gewaltsam unter den Lebenden erhalten. Sogar Herder, gewiß am wenigsten eine excentrische, im Gegentheil eine harmonische Seele, ist in späterer Zeit in tiefe Melancholie verfallen. Er soll oft im Zimmer auf- und abgerannt sein und schmerzlich ausgerufen haben: „Ach, mein verfehltes Leben!“

Warum dieser Ausruf? Hatte er nicht Ruhm genug? Er besaß ihn im Uebermaße. Waren seine häuslichen Verhältnisse zerrüttet? Im Gegentheil. War er krank und unfähig geworden,

weiter zu produciren? Keinesfalls. Also woher diese Klagen? Sie waren Stimmen aus dem Abgrund eines Poetengemüths.

Wenn man die verzehrende Macht der Poesie recht bedenkt, so muß es Einem fast unerklärbar scheinen, wie ein Mensch, der, um sie darstellen zu können, wenigstens geistig alle Leidenschaften in sich aufnehmen mußte und sie mit der erschütterndsten Macht aussprach, wie kein Anderer vor ihm und keiner seitdem, wie ein Dichter, der doch auch nur ein menschlich geartetes Wesen war, wie Shakespeare mit einem Worte, ein höheres Alter erreichen konnte. Gebar er doch fünfzig Gestalten aus sich heraus, von denen man glauben sollte, daß sie die Brust, die sie getragen und groß gezogen, zersprengen müßten! Doch man irrt gar sehr, wenn man glaubt, daß nicht auch diese ungeheure Natur, einzig in ihrer Art, pathologisch ergriffen wurde von den Stoffen, mit denen sie sich abgab und ungestraft wieder und wieder in

den Tartarus aller Leidenschaften hinabstieg. Nur mit der tiefsten Ergriffenheit, mit einem Muth und einem Schauer, der sich wie zu einem Gang durch die Hölle wappnet, geht der echte Darsteller an die Vorführung mancher shakespeareischen Rolle. Es war eine Clausel im Contract Garricks, daß er nicht gezwungen werden könne, öfter als dreimal im Jahre den Richard zu spielen und diese Bedingung erklärt sich aus der Alles aufwühlenden Erschütterung, die die Darstellung dieses Parts im Schauspieler zurückläßt. Wie noch ganz anders aufreibend mußten die Geistesprocesse sein, die zur Schöpfung eines solchen Dramas führten! Im Phlegma und in der Ruhe schreibt selbst der Pfuscher nichts, wie mußte erst die große Seele vibriren und klingen, sich ausdehnen und rauschen, die einen Hamlet, einen Lear, eine Lady Macbeth aus sich hervorstiegen ließ! Ja, Shakespeare sogar litt pathologisch unter den Werken, die er schrieb. Sein Scheitel wurde

frühzeitig kahl und ich weiß nicht mehr, welcher Zeitgenosse von ihm schreibt, daß seine Knieen oft unter ihm schwankten. Wem ist es nicht aufgefallen, wie die Farben dieses Dichters auch immer düsterer werden, bis sie im „Timon von Athen“ und im „Maß für Maß“, den ganz späten Dramen des Dichters, eine brennende Glut, aber auch eine beinahe unheimliche Tiefe erlangen? Welch ein furchtbarer Weg von der Comödie der Irrungen und der sonnigen Liebestragödie Romeo's zu den ebengenannten Werken! Wer wagt hier noch vom heitern, vom süßen William zu reden?

Ja, so ist es! Ein Dichter sollte eigentlich Sehnen von Eisen haben und den Körper eines Stiers, um die Umarmungen der Muse ertragen zu können, welche erschöpfender sind, als die von zehn irdischen Frauen. Was sag' ich? Er sollte den Leib des Behemoth haben. „Siehe den Behemoth, den ich neben dir gemacht habe, er friß-

set Heu wie ein Dohse! Siehe, seine Kraft ist in den Lenden, seine Knochen sind fest, wie Erz, und seine Gebeine wie eiserne Stäbe! Er schlucktet den Strom in sich, und achtet es nicht; er läffet sich dünken, er könne den Jordan mit seinem Munde erschöpfen.“ So heißt es im Buche Hiob von diesem Wesen, und wenn einem Dichter erlaubt sein dürfte, bei dem hohen Geschenk, das ihm zu Theil geworden, ein anderes Wesen zu beneiden, ich glaube, es müßte dieser Behemoth mit den Knochen von Eisen sein.

Was Heine betrifft, so war dieser von jeher eine der unruhe- und sehnsuchtsvollsten Seelen, die je, in einem zarten, beinahe schwächlichen Organismus eingeschlossen, Dual und Entzückung des Lebens mit steigender Phantasie gekostet. Die fast ununterbrochenen literarischen Kriege, die er, wie selten ein Poet, geführt, um die Zwingburgen seiner Feinde einzuäschern, weit öfter aber, um nur sein eigenes Gebiet vor Inva-

sionen zu schützen, mußten überdies sein Gemüth in bedenklicher Weise spannen und reizen. Die kleinste ungünstige Recension, aus einer unbedeutenden Feder geflossen, war schon im Stande, dem lorbeer gekrönten Manne eine schlaflose Nacht zu bereiten. Sein Ruhm war groß, doch sein Ehrgeiz noch größer und wie die Eitelkeit der zar- testen Dame empfindlich. Man hätte auf ihn anwenden können, was d'Alembert über Voltaire gesagt: „Dieser Mensch hat Ruhm für eine Million, aber er möchte noch für einen Sous haben.“

Und während ihn seine Polemik aufrieb, seine Produktionen anstregten und sein Ehrgeiz verzehrte, arbeitete noch ein besonderer Zug seiner Natur an der Zerstörung seines Leibes. Er hatte die Mission empfangen, die Liebe zu besän- gen und war gleichsam prädestinirt, dem Cultus der Frauenschönheit sein Leben zu widmen. Man hat viel über diesen Punkt hin- und hergestritten. Es ist kein Zweifel, daß ihm diese Leidenschaft

verderblich geworden, ich glaube aber, daß man hier, wo es sich gleichsam um sein Verhängniß handelt, bei ihm ein anderes Maß anlegen darf, als bei anderen Menschen.

Seine war der Dichter der Liebe, er besang sie vom Platonismus bis zum Hexensabbath, er hatte das Wort für ihre zartesten Ahnungen, als besäße er das Herz der Elfen, und kannte ihre lascivsten Ausdrücke, als hätte er an den Festen der Faune theilgenommen. Er war schön und liebenswürdig, er verstand Herzen zu erobern und zu fesseln und verbrachte den größten Theil seines Lebens im modernen Babylon.

Dies alles bestimmte sein Schicksal. Bei seinem enthusiastischen Gefühl für weibliche Schönheit konnte er, wo er ihr im Leben begegnete, sich nicht einfach an ihr in bloß platonischem Genusse weiden; gleich dem Pygmalion erfaßte er das Bild, das die Götter belebten, und hielt es mit glühenden Armen fest.

Sehr bezeichnend heißt die Göttin der Liebe die grausame Göttin, *diva mater Cupidinum*. Grausam gegen Alle, ist sie um so grausamer, wenn sie ein Wesen von so erregbarer und heißer Phantasie wie das eines Dichters ergreift. Für Heine war sie ein Element des Lebens, kein Tausmel, kein zeitweiliger Sprung in die Liederlichkeit, sondern eine unermessliche Leidenschaft, die sein ganzes Wesen durchdrang und in einen großen und schön lodernden Brand steckte. Wenn er in seinem Wintermärchen sagt, seine Seele sei rein und keusch wie das Feuer, wenn er abermals in seinem Buche über Börne behauptet, die Liebe sei stets die große Passion seines Gemüthes gewesen, die er nie im ganzen Leben an das völlig Unwürdige heftete, so ist es ihm zu glauben. Seine Seele war ganz bei dem, was er liebte. In dieser sein ganzes Leben durchklingenden Leidenschaft, in der Liebe fühlte er sich hinausgehoben über den Zwiespalt der Welt, der Menschen,

wie der Staatsformen; in ihr schwang er sich auch über sich selbst hinaus und über den inneren sich ewig mit elektrischer Gewalt reibenden Dualismus seiner Natur. Aber die Flammen, in denen er so gerne athmete, fraßen an seinem Leben, verzehrten ihn selbst. Nicht eben materielle, geistige Erregungen arbeiteten an seiner zarten Organisation und warfen ihn nieder. Er ging in dem unter, in dem er gelebt. Das Pathos seines Lebens war auch sein Tod. Er selbst gestand es nie ein; unwillkürlich aber verrieth er sich oft. Mit Behmuth und einem gewissen Ingrimm sagte er einmal: „Sehn Sie hin! Wie blühen diese Frauen! Es sind Blumen, denen weder der Sonnenstich noch der kalte Nachthau schadet. An ihren Kelchen berauschen sich tausend Schmetterlinge, ohne den Duft zu vermindern oder ihre Farben wegzulöschen. Es ist Herbst — die Blumen prangen noch immer, aber nirgends steht man einen Schmetterling mehr!“

Diese Worte sagten ein für alle Mal genug, sie sagten dasselbe nur anders, was ich in irgend einem Buche von Mery gelesen habe: „Les femmes ont tué beaucoup d'artistes, et les artistes n'ont jamais tué des femmes.“

Wäre überhaupt an einer, wie mir scheint, so prädestinirten Organisation zu mäkeln, so könnte die Frage aufgeworfen werden, ob es klug war, als Sohn des neunzehnten Jahrhunderts einem Cultus wieder einen Altar zu bauen, welcher zwei tausend Jahre lang todt gewesen und gegen welchen sich der Unwille und der Fluch der neuen Götter gefehrt? Der Arme! ihm wäre besser gewesen, ein Spiritualist zu bleiben! Es ist ein System, in welches wir alle hineingeboren werden, das unserem Geiste wie unserem Körper angemessen ist, und bei dem wir uns wohlbe finden.

Es war im Mai des Jahres 1848, ungefähr zwei Jahre nachdem ihn die furchtbare Krank-

heit überfallen, als Heine seine letzte Promenade auf den Boulevards machte. Durch die Straßen von Paris wogten die Volkshaufen, von ihren Tribünen wie von Stürmen herumgetrieben. Der Dichter, halbbblind, halbgelähmt, am Stocke sich hinschleppend, suchte aus dem betäubenden Getöse herauszukommen und flüchtete sich in den nahen Louvre.

Er trat in die in dieser bewegten Zeit fast leeren Räume des Palastes ein, und befand sich ebener Erde im Saale, wo die antiken Götter und Göttinnen stehn.

Plötzlich stand er vor dem Ideale der Schönheit, der lächelnden, bezaubernden Göttin, dem Wunderwerk eines unbekanntes Meisters, der Venus von Milo, die im Laufe der Jahrhunderte ihre Arme, aber nicht ihre Reize verloren hat. Von dem Anblicke überrascht, bewegt, durchschnitten, fast entsetzt, taumelte der Kranke zurück, bis

er in einen Stuhl fiel und heiß und bitter strömten die Thränen über seine Wangen herunter.

Die schönen Lippen der Göttin, die zu athmen schienen, lächelten wie immer und unten stand ihr unseliges Opfer.

Dieser einzige Moment enthält eine ganze Welt von Jammer